

Reise



Kein Fall für den Schiffsfriedhof, sondern Roberto Aguirres Bergungsschiff „Calepa VII“. Es kreuzt im Pazifik vor der Südküste Ecuadors, auf der Suche nach Gold.

Foto: Ivo Goetz

Der Schatz von Santa Clara

Vor der Küste Ecuadors liegt Gold. Und es ist ein verdammt rauhes Geschäft, es zu bergen / Von Ivo Goetz

Es war früh am Morgen, und der Pazifik lag schläfrig unter dem Schiff. Carlos Saavedra saß auf dem Kommandodeck und starrte mitbrausch auf die spiegelglatte Fläche des Wassers, als würde ihm etwas in der Tiefe darunter beobachtet. Trotz der frühen Stunde war die Luft schwül und drückend, und der Horizont verschwamm mit dem diesigen Himmel des Äquators.

Das alte deutsche Kanonenboot mit den beiden amerikanischen Zehnzylindermotoren, das die ecuadorianische Marine nach dem Zweiten Weltkrieg billig erstanden hatte, schob sich brummend auf die dunklen Punkte zu, die am Horizont auftauchten. Ein paar fliegende Fische zuckten über die Oberfläche und hinterließen kräuselnde Spuren. Ab und zu segelte ein großer Vogel von weit her an das Boot heran und verschwand wieder im Nichts. Das Meer und der Himmel saugten alles auf an diesem Morgen.

Die dunklen Punkte kamen näher. Es waren die Inseln Santa Clara und ein paar Felsen, die dreifligel Seemelen westlich der Hafenstadt Machala im Süden Ecuadors im Pazifik liegen. Einer der Punkte war ein Schiff mit seltsamen Tentakeln. Es gehörte Roberto Aguirre, den sie hier den Sardinenkönig nen-

nen. Die Sardinen hatten ihn reich gemacht, aber seit einiger Zeit steckte er das Geld aus seinem Fischfangimperium in die Schatzsuche. Ein Teil der Geschichte Ecuadors liegt noch immer auf dem Meeresgrund unter der grauen Wasseroberfläche, und diese Geschichte emporzohlen war das, was ihn seither interessierte.

Seit langem werden spanische Galeonen aus dem 17. Jahrhundert voll Gold und Silber vor der Küste vermutet, und immer wieder wurden Schiffe entdeckt. Roberto Aguirre und sein Partner Carlos Saavedra gründeten Ende der 90er Jahre ein Unternehmen, das Robcar heißt und die versunkenen Schiffe aufspüren soll - wobei ihr Interesse nicht nur historischer Natur sein dürfte. Der Finder eines Schatzes erhält die Hälfte, die andere Hälfte gehört dem Staat.

Vor ein paar Jahren hatten sie einen ersten sensationellen Fund gemacht: Vor Santa Clara entdeckten sie die spanische Galeone „Santa Maria de la Consolación“, die 1681 auf dem Weg von Peru nach Panama gesunken war. Dem Kapitän des spanischen Schiffes, Juan de Lerma, war damals die Ladung zum Verhängnis geworden: Vollgestopft mit Münzen aus Gold und Silber und Kanonen aus Bronze und Eisen war die Galeone vier-

hundert Tonnen schwer und dadurch langsam wie ein alter, fetter Wäl. Der englische Piratenkapitän Bartholomew Sharpe jagte de Lerma auf ein Riff und schlug zu. Aus

den meisten der Passagiere konnten an Land rudern oder schwimmen, allerdings wurden die 350 Schiffbrüchigen auf der Insel von den Piraten erwartet, die, außer sich vor



Im Raub der Tiefe: Die Taucher arbeiten mit Luftschläuchen.

Verzweiflung zündete der sein Schiff an und versenkte sich und die Ladung, damit den Piraten die Fracht nicht in die Hände falle. Fast die gesamte Mannschaft und

Wut über die entgangene Beute, alle Gefangenen köpften. Seit diesem Blutbad wird die Insel auch El Muerto genannt. Heute brüten Tausende Blaufußtölpel und Pelika-

ne auf der Insel, große Echsen dösen fälig und matt in der Sonne, die Schrecken sind vergessen - aber die Schätze, die in der Tiefe warten, nicht.

Roberto Aguirre „Calepa VII“ war früher ein Fischtrawler. Von weitem sieht das Bergungsschiff nach einem Fall für den Schiffsfriedhof aus, rostig, abgeschrammt und aufgerieben vom schweren Gerät, das laut schepfernd über Deck gezogen wird. Kompressoren, groß wie ein Kleintransporter, liefern Druckluft, ein Rohr, das sich hinter die Schiffsschraube schwenken läßt und durch das dieser Transporter bequem fahren könnte, dient dazu, unter Wasser den Meeresgrund aufzuwühlen - in der Hoffnung, daß so ein paar Goldbarren zum Vorschein kommen.

Werkzeuge und seltsame Elektrogeräte liegen an Deck herum, Taucheranzüge hängen schlapp zum Trocknen in der Sonne und sehen wie Vogelscheuchen aus. In wassergefüllten Plastikwannen werden Fundstücke aufbewahrt, die in der Luft zerbröseln würden. Überall winden sich verschieden dicke Schläuche übers Deck, manche vibrieren, weil Druck sie aufbläht, andere kleben schlaff und platt wie erschöpfte Seeschlangen auf dem heißen Stahldeck. Metallde-

tektoren und Sonargeräte werden durchs Meer gezogen. Die Schatzsucher sind die letzten Nachfahren jener Abenteurer, die vor vier Jahrhunderten dem Goldrausch verfielen. Sie verbringen Jahre auf unbequemen Schiffen in der Karibik oder auf dem Pazifik vor Südamerika, arbeiten bis zu sechs Stunden täglich unter Wasser - oft unter haarsträubenden Bedingungen. Ein alter rostiger Kompressor drückt gefilterte Luft durch lange Schläuche in die Mundstücke der Taucher, denn ohne sperrige Prellflüsschen auf dem Rücken können sie sich viel freier bewegen.

Als wir Aguirres Schiff an diesem Morgen erreichten, betrug die Sicht unter Wasser nur einen Meter, das Wasser war grün, die Strömung sehr stark, und sie zerrte am Luftschlauch. Wo ist oben, wo ist unten, wo ist das Gold? In zehn Meter Tiefe knirscht plötzlich der Sand unter den Flossen. Die Schatzsucher sind nicht allein hier, überall tummeln sich Haie - so gesehen ist es gut, daß die Sicht so schlecht ist, man fühlt sich in trübe Sicherheit gehüllt, trifft nur einen giftigen Steinfisch, der tumb im Sand sitzt und sich nicht bewegt, weil er denkt, er sei gut getarnt.

Fortsetzung auf Seite V 2

PHÄNOMENOLOGIE



Der Gehwegradler

Sozioologen haben vor geraumer Zeit unter Erwachsenen eine Tendenz zur Infantilisierung festgestellt. Männer und Frauen lesen „Harry Potter“ oder schauen Zeichentrickfilme. Auch die Reisebranche kennt das Phänomen: Baunternehmer bieten Baggerfahrten an, es wird gegraben wie im Sandkasten, doch der Maßstab ist lebensecht. Und in Görtitz steht seit neuestem ein Baumhaushotel.

Das ist alles gar nicht verworflisch und fördert bestimmt auch die Volkswirtschaft. Gemeingefährlich wird dieser Trend nur, wenn es ums Fahrradfahren geht. Jeder Reisende in die deutsche Hauptstadt sei deshalb dringend gewarnt: In Berlin fahren Menschen über zehn Jahren auf dem Bürgersteig, als wäre das Menschenrecht.

Diese Gehwegradler verkehren, was es für Berlin-Touristen gefährlich macht, mit Vorliebe in Stadtteilen wie Prenzlauer Berg. Der hat angeblich die höchste Geburtenrate der Republik. Was es für Fußgänger noch gefährlicher macht: Denn die schlimmste Sorte von Gehwegradlern sind junge Mütter, die sich einen Kindersitz auf ihr Hollandrad montiert haben, der aber im leeren Zustand wie eine Unwucht wirkt und das Fahrrad samt Lenkerin gewaltig ins Schwanken bringt.

Kommt einem nun so eine Mutter mit Rädern unten dran und aufgerissenen Augen - oder, weit häufiger, mit bösem Blick - auf dem Bürgersteig entgegen, hilft nur die Flucht auf die Straße. Dort fahren einen allerdings gleich die notorisch unbegabten Berliner Autofahrer über den Haufen, vor denen die Gehwegradler wohl ebenfalls geflohen sind. Also springt man in den nächsten Hausgang. Aus dem aber schießt gerade ein Fahrradkurier heraus, weil Prenzlauer Berg eben auch eine Agenturenhochburg ist. Diese Kurierer haben ihre Lenker abgesetzt, was äußerst schmerzhaft sein kann für die Milz. Da läßt man sich doch lieber gleich von einer Mutter auf dem Weg zum Kindergarten überfahren.

Wir wollen aber nicht nur auf die Mütter schimpfen. Sondern auch auf die Typen auf Mountainbikes. Es ist letztlich alles eine Frage der Erziehung: Bis zehn Jahre dürfen Kinder mit dem Rad auf dem Gehweg fahren. Und danach kostet es fünfzehn Euro. Wenn die Kindsköpfe denn erwischt wurden.

TOBIAS RÜTHNER

DSCHUNGEL I Bei den Berggorillas von Ruanda Seite V 3



DSCHUNGEL II In Sydneys Szeneviertel Darlinghurst Seite V 5



Goldsucher und andere Vögel: Links der Chef des Unternehmens, Carlos Saavedra. Ihm steht der Direktor des archäologischen Museums von Salinas zur Seite, Javier Véliz. Und eine Mannschaft, die verlernt hat, an Land zu leben.

Foto: Ivo Goetz

Fortsetzung von Seite V 1

Der Schatz von Santa Clara

Der Steinfisch sieht, gemessen an dem eventuell dort unten auch anzutreffenden Hai, eigentlich ganz sympathisch aus, allerdings erzählte Haig Jacobs, einer der Taucher, später, als wir wieder an die Oberfläche kamen, daß das Gift aus den Rückenflüssen dieses Tieres auch Menschen töten kann.

Am Grund des Meeres sind Stangen und Rohre verankert, um das Suchgebiet einzuteilen. Auch zum Festhalten ist dieses Gestänge gut, die Unterwasserströmung spült die Taucher leicht in ein anderes Planquadrat. Bekommt man das Gestänge nicht zu fassen, greift man hilflos taumelnd in den Sand, um sich festzuhalten – und dann, plötzlich, ist dort etwas. Ein flaches, hartes Stück Metall. Eine grün patinierte Silbermünze. Uralt. Teil eines Schatzes. Hier muß Gold sein, ganz sicher. Das

Gefühl, ein vierhundert Jahre altes Silberstück zu finden, ist einzigartig. Man spürt, was die Schatzsucher antreibt: Es macht süchtig. Es ist wie beim Glücksspiel. Man weiß, es gibt unendliche Schätze zu entdecken. Sie liegen so dicht unter dem Sand, daß man sie hören könnte, wenn sie Geräusche machen würden. Nur ein paar Zentimeter unter der Oberfläche. Zum Greifen nahe. Wenn man weiß, wohin man greifen muß.

Die meisten Schatzsucher haben ihre erste selbstgefundene Münze an einer Kette um den Hals baumeln. Manchmal finden sie tagelang nichts – aber dann, auf einmal, spielen sie eine Holzkiste mit Hufeisen oder eine Signalkanone aus Bronze frei. Oder, eines Tages, den Schatz, der in Geld nicht aufzuwiegen ist.

Wenn sie nicht arbeiten, jagen die Taucher mit einem Patronenspeer Fische fürs Abendessen. Mit Nagellack präparieren sie die Pistolenmunition gegen Wassereintritt. Das Meer bestimmt das Leben der Menschen an Bord. Sie sind nur noch selten an Land. Sie halten es dort auf dem Trockenen nicht aus. Sie brauchen die Nähe zur Tiefe, in der das liegt, was sie nicht losläßt. Es ist eine kleine, verschworene Gemeinschaft, die hier wochenlang an Deck lebt: Haig Jacobs, ein sehr robuster Engländer mit deutschen Vorfahren, ist Berufstaucher mit Historiker-Ambitionen. Neben seiner Arbeit unter Wasser dokumentiert er die ganze Operation.

Javier Véliz ist Archäologe und Museumsdirektor aus Salinas, im Süden von Ecuador. Er ist als Wissenschaftler für die Funde verant-

wortlich, viele Stücke werden später in seinem Museum zu sehen sein. Eine Mitarbeiterin des Patrimonio Cultural sorgt dafür, daß die schönsten Stücke im Museum landen und die Beute gerecht geteilt wird. Dazu kommen ein Dutzend Seelente aus Ecuador und ein kolumbianischer Koch. Sie halten das Schiff am Laufen. Und damit das, was dem spanischen Kapitän de Lerma zum Verhängnis wurde, nicht auch ihnen passiert, sind zum Schutz vor Überfällen ein paar Soldaten der Marine an Bord – denn Piraten gibt es auch heute noch in den Gewässern um Santa Clara.

Aguires Partner Saavedra, der Projektleiter, ist überzeugt, daß sich die Operation trotz der Risiken und der horrenden Kosten lohnt – besonders abends, wenn er auf Deck in einem Regiestuhl im Schatten neben Javier sitzt und zufrieden auf die Tagesbeute schaut; wenn vor ihnen auf dem Tisch GPS und Funkgeräte und Hunderte alter Silbermünzen liegen, grün patiniert, aber mit erkennbaren Prägungen. Auf einigen der Münzen ist ein „P“ erkennbar, das für

die Stadt Potosi in Bolivien steht, wo sie zwischen 1650 und 1680 geprägt wurden. Tausende haben die Taucher bereits geborgen. Der Wert der versunkenen Ladung wird auf ungefähr sieben bis vierzehn Millionen Dollar geschätzt. Dafür könnte man ein Museum bauen, denn es gibt nicht viele hier, sagt Saavedra. Er hofft, daß die Funde, die später in den Museen zu sehen sind, Touristen anziehen und Arbeit in die armen Dörfer an der Küste bringen.

Ein Teil des Gewinns wird sicher auch die nächste Schatzsuche finanzieren, denn entlang der Küste Ecuadors werden noch viele Wracks vermutet. Ein paar sind schon geortet. Es werden sensationelle Funde erwartet, sagen die Spezialisten an Bord. Mehr wollen sie aber nicht verraten. Wegen der Piraten, die sie fast so sehr fürchten wie die Haie, die die versunkenen Schiffe bewachen. Und weil sie es selbst nicht so genau wissen, was sie dort unten erwarten wird. Denn alles ist möglich, wenn man einmal die spiegelglatte Oberfläche des Golfs von Guayaquil durchstoßen hat.

Eldorado: Der Weg nach Ecuador

Anreise Mit Iberia fliegt man über Madrid nach Quito oder weiter nach Guayaquil. Information und Buchung unter Telefon 0 18 05/44 29 00 oder im Internet unter www.iberia.de.

Rundreisen und Touren in Ecuador veranstaltet zum Beispiel Surtrek. Informationen über die Schatzsuche erfährt man direkt bei der Bergungsfirma „Robcar S. A.“, im Internet unter www.galeonesyacuinacos.com. Die E-Mail-Adresse lautet: info@galeonesyacuinacos.com.

Einige Funde aus den Wracks gibt es in Museen zu sehen: In Guayaquil im „Museo de Historia Marítima“ (geöffnet dienstags bis samstags von 9 bis 17 Uhr) und in Salinas im „Museo Naval y Arqueológico“ (dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr).

Weitere Informationen erteilt die Ecuadorianische Zentrale für Tourismus, über BZ.COMMI, Robert-Bosch-Straße 28, 63225 Langen, Telefon 0 80 00/59 30 05 93, Fax 0 61 03/ 8 33 56 70, per E-Mail über ecuador@bz-commi.de, im Internet unter www.viveecuador.com.



NEUE REISEBÜCHER

Für die Tasche Das Grauen auf Reisen hat für Herbert Feuerstein viele Gesichter: Bei einer Flußkreuzfahrt in Birma sind es etwa fünfzehn Rheinländer, allesamt Touristen, die unter dem „Fluch ihres genetischen Defekts“ stehen. Auf Gruppenreisen bilden sich spontan ganz bestimmte soziale Enzyme, die ohne Rücksicht auf Klima und Ort automatisch das zu Hause zehn Monate des Jahres schlummernde Karnevalsgeräusche aktivieren, das seinerseits wiederum ein umweltgefährdendes Hormon ausschütet: den rheinischen Frohsinn.“

Im Schlangen-Restaurant in Thailand dagegen landet Feuersteins Albtraum, eine fauchende Kobra, die gewagt hatte, ihn anzugreifen, kurzerhand als Ragout auf dem Teller: „Die Bestie wollte tatsächlich ihren Giftzahn in mich bohren.“ Herbert Feuerstein ist zwar „Fleischesser, aber zugleich Gegner des Schlachtens, ein Widerspruch, der keine Auflösung kennt und mich als Heuchler entlarvt“. Dennoch sanktioniert er dieses Benehmen mit dem Fleischwolf – und verspeist das Tier noch an Ort und Stelle: „Hier essen, sagte ich mit fester Stimme, denn meine zehn Jahre in Amerika waren nicht spurlos an mir vorübergegangen: Töte deinen Feind, bevor er dich tötet, habe ich dort gelernt. Jetzt mußte ich ein Exempel statuieren.“

Ein Misanthrop auf Reisen ist dieser Herbert Feuerstein. Dies-

mal hat es ihn nach Birma und Thailand, New York und nach Spitzbergen geführt. Das Buch ist „Feuersteins Drittes“, und es fügt sich nahtlos ein in die Reihe seiner früheren Reiseportagen. Sie sind gelässig und phantastisch zugleich, plaudernd erzählt und gipfeln nicht selten in der beruhigenden Erkenntnis, daß sich im Urlaub immer noch jemand anderes peinlicher aufführt als man selbst. Ob das nun die betrunkenen Schweden auf Flußkreuzfahrt sind, denen so viele Insekten in die Gläser fliegen, daß „der Whisky plötzlich gekaut werden“ muß, oder vermögende Witwen auf Eismeer-Tour, die zwanghaft „alles auskosten und abhaken, was an Bord geboten wird“. Und vor allem im Preis unbegriffen ist: Stricken mit Melanie, Step-Aerobic mit Danielle und Parfumberatung mit Nathalie. Feuerstein bricht nie ohne Vorurteile in die Welt auf. Fast scheint es, als würde er nur reisen, um sie sich bestätigen zu lassen. *mel*

Herbert Feuerstein: Feuersteins Drittes. Reisen nach Thailand, Birma, New York und ins Eismeer. Heyne TB, 9,95 Euro.

Für den Tisch Was verbindet Peris, eine Inuvialut-Frau aus Tuktoyaktuk, mit dem Chinesen Chow Zhou aus Vancouver? Was verbindet Chuck Clark, den Paranoiker aus Nevada, mit dem mexikanischen Tagelöhner Carlos in Las Vegas? Und was Armado, den goldsu-

chenden Sonderling aus Panama, mit Paolo, dem Kapitän eines Amazonasschiffes in Brasilien? Und was den bolivianischen Schamanen Mero Mero mit Manuel Parlo, dem Gaucho aus Patagonien?

Die Antwort klingt malerisch: „Panamericana“. Jene Straße, die von Alaska nach Feuerland durch Nord- und Südamerika verläuft und all diese Schicksale verknüpft. In Text und Bild erzählen der Journalist Wolf Alexander Hansich und der Fotograf Peter Gebhard in „Panamericana“ die Geschichten der Menschen. Sie stehen im Zentrum der über zweihundert Farbfotos und dreizehn Reportagen. Die Straße selbst ist nur der rote Faden, der das Buch zusammenschürt und an der sich die Autoren von Norden nach Süden entlangtasten – und von Einsamkeit zur Schrägheit und über das Chaos wieder zurück in die Einsamkeit gelangen.

„Panamericana“ stellt nicht weniger als das ganze Panoptikum ihres in Wahrheit weit verzweigten Straßensystems dar, das in all seinen vereinten und versandeten, geschotterten und verschlammten, asphaltierten und betonierten Auswüchserungen über 70 000 Kilometer umfaßt, dreizehn Staaten durchquert und Menschen aller Art verbindet: zum Beispiel die Indianerin mit dem Chinesen. *ast*

Peter Gebhard/Wolf Alexander Hansich: Panamericana – Abenteuer zwischen Alaska und Feuerland, Frederick & Thaler, 49,90 Euro.



Auf der Panamericana, von La Paz ins Tiefland: Alle zwei Wochen stürzt hier ein Fahrzeug ab. Abb. aus dem Bspg. Band